

Die Stadt der Dichter und Denker



Ein neues Buch versammelt Berliner Gedichte von heute: Hymnen, Elegien, komische Verse und schöne Miniaturen. Wie lebt man eigentlich als Dichter? Stimmt der Mythos von der brotlosen Kunst? Wir haben vier Berliner Lyriker getroffen – und viele Überraschungen erlebt

Von Jörg Niendorf

Luxus im Denken: Lutz Steinbrück oder die Gelassenheit

Lutz Steinbrück kommt mit dem Fahrrad. Marke Herkules. Nicht irgendetwas Italiensches, Retroschickes. Einfach ein solides Rad. Mit dem ist der Norddeutsche bestimmt auch schon vor zwölf Jahren nach Berlin gezogen. Mit dem gurkt er durch die Stadt. Rungurken darf man hier sagen, denn Steinbrück, 44, umgibt etwas permanenten „Jungenhaftes, Unreifes. Außerdem gehört es zu seinem Beruf. Er guckt freundlich. Speichert alles ab, denkt sich dazu was aus. Gelassen rollt er nun heran, im Viktoriapark am Kreuzberg, wo alles immer voller Leute ist. Erst zog Steinbrück nach Friedrichshain, dann hierher. Er wohnt da, wo viel los ist. Das Tempo zieht ihn an. Aber vor allem das der anderen, das Tempo der Stadt. „Die schnellen Wechsler der Wahrnehmungen“, sagt der Autor Steinbrück. Das Gewirr der Bilder und Töne, im Park, auf der Straße, im Untergrund. Menschen in Hektik, in Rage, in Alles-Egal. Ein Zug fährt in den U-Bahnhof, er fühlt sich durchrauscht – „und mit einem Mal liegen die Haare“ – so dichtet man heute also, wenn man sehr entspannt ist, Herr Poet?



Autor, Dichter, Liedtexter: Lutz Steinbrück

Sergei Glazov

Steinbrück wohnt in zwei Zimmern und hat drei Jobs. Er schreibt nachrichtlich für eine Agentur. Er schreibt Liedtexte für eine Gitarrenband (neustadt.berlin) und singt die Texte auch selbst – griffige Songs auf Deutsch. Und Steinbrück schreibt Gedichte für andere verständlich sein. Gibt es dafür heute noch Lyrik, als Herausforderung? Lyrik, das hat vor nicht so langer Zeit ein bulgarischer Dichter gesagt, habe heute genau solch einen Wert wie vor 2000 Jahren. Nämlich keinen. Oder eben doch einen sehr großen. Damals wie heute gibt es Leute, die Lyrik sogar als Brotverdiener betreiben. Gerade in Berlin, erzählt der aus Oldenburg in Niedersachsen zugezogene Steinbrück, ist die Dichterszene groß. Mehrere Hundert schlagen sich mit Sprache, Projekten und gleichzeitig Übersetzungen durch. Es gibt Independent-Verlage, die sie drucken, einige wenige größere Häuser, die Gedichten treu bleiben. „Auf Lesungen trifft sich ein Kreis von vielleicht fünfzig Dichtern immer wieder“, sagt Steinbrück. Man liest sich sehr genau. Letztes Jahr ging einmal ein großes Rauschen durch alle Literaturzirkel, als einer von ihnen, der Berliner Lyriker Jan Wagner, den Leipziger Buchpreis bekam. Für einen Gedichtband, das gab es vorher nie. Jetzt ist wieder alles beim Alten. Die Lyriker lesen untereinander vor. „Vor Publikum meistens konzentriert und sitzend“, erzählt Lutz Steinbrück. Auch wenn die Sprache noch so exzentrisch ist, sind viele Dichterlesungen auch im Jahr 2016 so. Exakt um die Wette dichten, das tun die Slampoeten.

Viele andere aber, ja die ganze Stadt, jedes Graffiti, stacheln heutige Dichter an. Bei Steinbrück um die Ecke hat jüngst ein Laden für E-Zigaretten aufgemacht. Heißt „Dampfer-Kollektiv“. Schöne Vorlage, so etwas. Eigentlich dichtet die ganze Stadt ja ohnehin ständig vor sich hin. Steinbrück und die anderen führen das fort, sortieren es. Und wenn einer ausdauernd ist wie Steinbrück, kann natürlich auch erstmal einige Zeit vergehen, bis er eine notierte Beobachtung wirklich verwendet. Die Zeitrechnung ist eine vollkommen eigene. Genauso lang kann ein Gedicht in seiner Schublade liegen, ohne dass die Welt davon erfährt. So ist halt Dichtung. So geht aber auch Luxus im Denken.

Manchmal liegt Berlin am Meer
ein Pflanzenfeld aus weißen Schaumkronen
Keith Haring im Wechsel mit Paisley
immer neuen Formationen auf
schwebendem Braun den Kai entlang
am Ufer auch wir in Fließgeschwindigkeit
ach ja, der Himmel ist blau, nach uns die Touristen
immer einen Bug voraus hinterrücks die Wellen
ihre Zwischentäler formend auf die Pflanzenfelder zu
sie klamm zu unterpflügen ganz natürlich
auch wir gleiten zügig durchs sonnige Licht
murmeln alte Hüte in neuer Verkleidung
bleigen Zeichen zurecht, sehen lauter (was da steht):
Manchmal liegt Berlin am Meer

CLOCHARDE DE LUXE
„Tragen Sie Luchs oder Fuchs?
Essen Sie Hummer oder Lachs?
Das kann Dir egal sein, Du Ätherwesen
Dein Reichtum ist immer ein anderer gewesen
in Deine Börse steigt kein Dach!“

CLOCHARDE DE LUXE
DU LEBST VON LUX AIR UND LIEBE
CLOCHARDE DE LUXE
DU BIST DAS FLUXUSWEIB SIEBEN

Deine Haare leuchten hell wie der Flachs
Dein Herz ist nicht aus Stein, sondern aus Wachs
Eine Luftdusche lüftet Dein luzides Gewächs
Deine Aussicht: Oriente lux, auf ex

Du trinkst das Licht der Mittagssonne
Pegasus Schwingen sind Deine Wonne
Selbstgenügsam in Diogenes Tonne
Sind Dein Genius und Du: Prime donne

CLOCHARDE DE LUXE
DU LEBST VON LUX AIR UND LIEBE
CLOCHARDE DE LUXE
DU BIST DAS FLUXUSWEIB SIEBEN

In Deinem Dachsbau schreibst Du flugs
Einen luchsäugig beobachteten Luxus - Jux
Des Nachts grüßt Dich in der Stadt der Fuchs
Du grüßt zurück, mit einem glucksenden Mucks

Jardin de Luxe ist Deine Passion
In Deiner Mansarde liegt keine Milliarde
Haben, was da ist ohne Dich zu genießen
Mit dem Liebsten am liebsten Kuss - Kuss nidieren...

CLOCHARDE DE LUXE
DU LEBST VON LUX AIR UND LIEBE
CLOCHARDE DE LUXE
DU BIST DAS FLUXUSWEIB SIEBEN

Die Asphaltkunst der Annika Krump

Das ist doch mal eine echte Maßarbeit. Bis zum letzten „x“ von „Luxus-Jux“ hält das Stück Schulkreide. Der kleine Rest Kreide zerfällt dann in der Hand von Annika Krump zu weißem Staub. Aber die Hauptsache ist, dass nun ein paar Zentimeter auf dem Pflaster stehen. Asphaltkunst, es passe auf den Punkt. Und zugleich steht damit ein nächster Auftritt für die Künstlerin: Genau hier im Rosengarten im Park am Weinbergsweg, auf dieser Terrasse. Das ist verabredet mit den Betreibern des Rosengartenvereins. Dann soll sie aber nicht nur mit einem Vers so wie heute kommen, sondern auch mit ihrem grünen Hohner-Akkordeon. Sie soll singen. Gerade jetzt! So heißt ihr Musikprogramm.

Annika von Trier, das ist ihr derzeitiger Künstlername, ist das singende Berlin-Gedicht. Sie war mal die „singende Tellermeine“, nannte sich Palma Kunkel, unter anderem in den Salons an der Volksbühne. Sie sang Chansons rauf und runter, unter anderem auch vertonte Christian-Morgenstern-Gedichte, in vielen Besetzungen. Nur eine Begleiterin, die Hohner, Modell Lucia IV, wechselte nie. Jetzt dichtet sie nur noch selbst. Und zwar beginne bei ihr auch wirklich alles mit den Worten, sagt Annika von Trier. Sie schreibe erst, erläutere sie, und danach komponiere sie die Melodien darauf. Mit der Hohner. „Berlin, es ist Zeit“ hat sie in einem Café gedichtet. „Clocharde de Luxe“ teils am Cafetisch, teils in einem Garten außerhalb der Stadt. Das passt gut, es geht darin um einen Rückzug, um ein zurückgezogenes Künstlerleben. Und ganz wichtig: einen weiblichen Rückzug. „Clocharde mit ‘f’ heißt das Lied“, betont Annika von Trier immer wieder.

Seit sie überhaupt Bücher liest, liest sie über Frauen, speziell über Künstlerinnen. Und seit sie selbst ihre „Lyrics“ schreibt, sind es wieder einmal Dichterinnen oder Malerinnen, um die es geht. Hannah Höch (1889-1978), die Berliner Dadaistin zum Beispiel. Sie bewundert sie. Außerdem teilt sie mit ihr eine Leidenschaft für das Gärtnern und für sprechende Pflanzennamen in den Beeten und Rabatten – Katzpflöpfchen, Trollblume, Tränendes Herz und Dreimasterblume. Annika von Trier weiß, dass Hannah Höch all diese Blumen in ihrem Garten in Berlin-Heiligensee bis zu ihrem Tod zog. Sie widmet ihr einen Monolog, der dadaistisch-grotesk mit den Namen spielt. Heute abend spielt Annika von Trier im Hannah Höch Haus in Heiligensee, Ende August dann noch einmal.

hannah-hoech-haus-ev.de



Interessiert sich für Frauen, die dichten: Annika Krump

Reto Klar

Das Alte und das Neue: Marion Poschmann

Formsteine sind ganz schön aus der Mode. So grau, so verhascht, wie sie sind. So DDR. Doch damit sind sie ganz nach dem Geschmack von Marion Poschmann. Den Schmucksteinen aus Beton widmet die Dichterin ganze Gedichte. Ihrem Industriemaß von sechzig mal sechzig Zentimetern. Und der dahinter steckenden Idee von einst, mit zementierten Ornamenten die Welt besser zu machen. Heute findet man solche Formsteine nur noch an versteckten Orten, dort, wo sie bisher wohl noch keiner offen finden konnte. Marion Poschmann, der sie wichtig sind, muss einen hinführen. Etwa auf den Hof der Johann Gottfried Herder-Oberschule in Lichtenberg. Dort: Ein Streifen Unkraut, dahinter der spröde gerasterte Beton. Na und? Steine. Denken die einen. Die Suhrkamp-Autorin aber denkt bei solch einer Wand an eine Schwelle. „Das Alte ist noch nicht ganz weg, das Neue ist noch nicht ganz da“, sagt sie.

Orte wie dieser, Betonmuster und Denkmuster wie diese beschäftigen Marion Poschmann bereits zwei Jahrzehnte lang. Sie kam in den frühen Neunzigern als Studentin aus dem Ruhrgebiet nach Berlin, erzählt sie. Damit in eine Stadt voller Brachen, verwunschener Flächen, ausrangierter Räume an der Schwelle. Für eine angehende Lyrikerin lag da – keine Übertreibung – die Elegie doch direkt vor der Haustür. Als sie wirklich Dichterin war, dekoriert, mit Preisen ausgezeichnet, Suhrkamp-nobilitiert, nahm sie diese Themen immer wieder auf. Es gab Phasen, da reiste sie ausdrücklich den banalen realsozialistischen Kunst-am-Bau-Relikten hinterher. In Kaliningrad spürte sie viel auf. „Geliebene Landschaften“ heißt der neueste Gedicht-



Mag Formsteine: Marion Poschmann

Reto Klar

band, es ist bereits der vierte von ihr. Es geht darin um urbane Räume und um Gärten. Ein Begleitband hat ein Kapitel über Formsteine. Daher natürlich dieser Ausflug auf den Schulhof, den Marion Poschmann vorgeschlagen hat. Der freundliche Hausmeister des Gymnasiums kennt sie auch längst.

Zuhause arbeitet sie – und das unterstreicht sie, nur zuhause nie an öffentlichen Orten – also daheim am Schreibtisch schreibt sie immer erst mit Bleistift, dann mit Kuli, zuletzt mit Füller, immer auf Papier und wenig am Computer. Aktuell ist es ein Roman. Sie arbeitet immer abwechselnd als Lyrikerin und Romanautorin, erläutert sie, in längeren Zyklen. Zuletzt war’s Lyrik, gerade beginnt die neue Schaffensphase. Da ist sie diszipliniert, konsequent. Währenddessen jedoch verfolgt sie alle Lesungen und Neuerscheinungen der anderen Berliner Lyriker, sie schätzt diese lebendige Szene sehr. Jede Woche gäbe es irgendwo eine Lesung, im Brecht-Haus, Literarischen Colloquium, in der Literaturwerkstatt. Dann trifft sie auf die anderen, bisweilen bestimmt auch auf einen Pop- und Polit-Lyriker wie Tom Bresemann.

Diese beiden könnten verschiedener nicht sein. Und doch hat sie etwas, was Bresemann, der Jüngere und in Berlin selbst gebürtige Kollege ihr wirklich nicht. Sie weiß wahrscheinlich gar nichts davon. Aber Bresemann verriet es. Er bewundert an all den Zugerestern, die sie sich Berlin mal erwachsenem Blick erobert, nicht, dass Dichter noch etwas ganz anderes erfahren konnten als die Berliner Kollegen selbst. Gerade in der Zeit der Übergänge, all dieser Schwellen. Marion Poschmann hat die Eroberungen weidlich ausgenutzt.

Umspannwerk Ost
abgehalftertes Land
unter verführerischen Güssen, weißer Flieder
der Güteklasse A am Bahndamm,
Rohre oberirdisch, gravitatisch gebeugt,
in unlogischen Gruppen ohne
Positionswechsel
man trug etwas Leichtes, etwas
Schweres vor sich her,
die hohen Schlote morsche
Teleskope für
die Kettenreaktion von Wolken,
Wind und Licht

DAS BUCH

Für ihr Buch „Nachts nach Mitte“ (vbv, 184 Seiten, 18 Euro) haben die Herausgeber Martin Janowski und Birger Hoyer 50 Lyriker gebeten, ihnen ein Berlin-Gedicht ihrer Wahl vorzuschlagen – und das Ergebnis ihrer Umfrage durch eigene Lieblinge ergänzt. Entstanden ist so ein Sammelband, der neben bekannten Autoren wie Günter Kunert oder Thomas Kling auch viele Neuentdeckungen birgt. In der Vielstimmigkeit der Gedichte – mal merkwürdig, mal traurig, mal vielseitig schillernd und schön – kann man den Klang der Stadt entdecken.



Nachts nach Mitte

central park living
frühling am Kreuzberg, die ersten maserati,
was das für eine rasse sei,
was so ein whippet eigentlich scheisst,
unter uns: die leben auch nicht anders
als: wir brauchen keine hausbesitzer
denn die häuser gehören uns,
jetzt übertreibst du aber, das ist doch nicht
dein erster erster mal, wa?
mein rechter rechter platz geräumt,
du parkst auf eigenem risiko.

Dichten und trommeln: Tom Bresemann

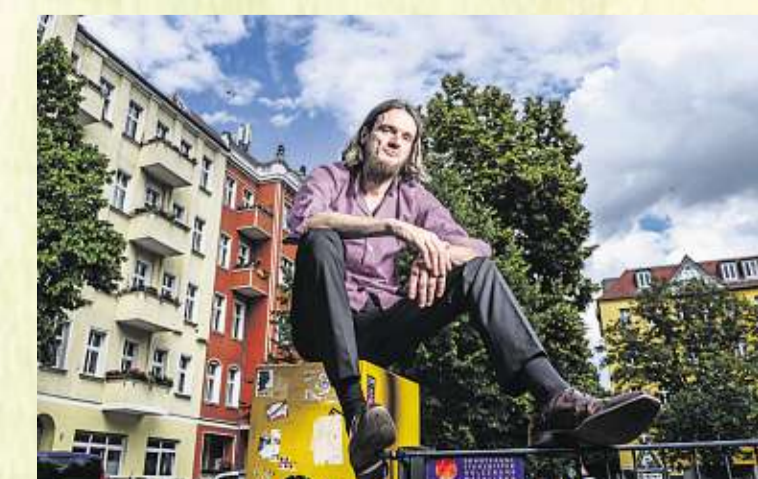
Bresemann getroffen, Boddinplatz, Neuköllner Rollbergkiez. Er Gut wieder da zu sein, im richtigen Leben. Eine Woche Schwarzwald liegt hinter ihm. Ein Literaturfest, freie Kost und Logis. Schöne Sache für einen armen Poeten, sagt Bresemann. So ohne Afrikashop, ohne Balkanspiti, Araber und Schullehrer wie auf der Boddinstraße. Wie zum Jubel, zurück zu sein, schreibt der Rauschbar Bresemann seinen Neuköllnspruch mit Kreide an die Neuköllner Wand. Hier, „entwickeln sie ein neues geschlechtsorgan“.

Ist das nicht ein bisschen zu fett, Tom Bresemann? Der Mann ist 37 und eine Art Wortturner der Szene, also: seiner Szene. Er dichtet selbst und trommelt Dichter zusammen, gerade die jüngeren. Für sie hat er die Letztetage in Kreuzberg, ein freies Literaturhaus, gegründet. Bresemann kennen alle. Und Bresemann macht gern Sprüche: „Mein Neuköllngedicht ist mindestens islamfeindlich und wohl auch frauenfeindlich.“ Trotzdem lachen alle darüber. Solche Grenzfälle treiben ihn an, er will Reaktionen, Einspruch. Ginge es ihm nur darum, etwas als schlecht zu markieren, „dann brüchete ich doch kein Gedicht“, sagt Bresemann. Wort

für Wort, Zeile für Zeile baut er Klischees in seine Verse. Das kracht. So ist die Debatte in seiner Letztetage vorprogrammiert. Also: Geschicht dick aufgetragen. Das muss man ihm lassen.

Bresemann wuchs in Hohenschönhausen auf, in „staatsnaher DDR-Familie“, sagt er. Zur Wende war er elf. Später zog er via Friedrichshain nach Neukölln, zuletzt nach Kreuzberg. Im Literaturstudium wurde der Schriftsteller Walter Höllerer (1922–2003) sein Vor-

bild und dessen Philosophie von der „Sprache im technischen Zeitalter“. Alles sei Konstruktion, predigt Bresemann seitdem. Halb scheint da das marxistische Seminar hard, halb der Ingenieur der Sprache, der er ist. Apropos Technik: Bresemann ist nun selbst gut Freund mit Excel-Tabellen. „Ich lerne von ihnen.“ Er muss ständig damit arbeiten, weil er ja auch Kulturveranstalter ist. Beim Dichten hilft ihm das ebenso. Er hat eine Systematik entwickelt.



Hat eine Systematik für das Dichten entwickelt: Tom Bresemann

Reto Klar